

Predigt am 13. Sonntag nach Trinitatis

Wenn wir an die Anfänge der christlichen Kirche denken, steigen oft Idealbilder vor unserem inneren Auge auf. Wir sehen – zwar noch kleine – aber dafür hochmotivierte Gruppen von Gläubigen, alle voller Glaubenseifer und missionarischer Kraft. Einer half dem anderen; die Christen standen füreinander ein, waren ein Herz und eine Seele. Die Urkirche – das waren noch Zeiten!

Im Vergleich dazu scheint die Gegenwart eher trist. Das gesellschaftliche Ansehen der Kirche schwindet. Die Mitgliederzahlen befinden sich im Sturzflug. Die Kirchensteuereinnahmen gehen zurück. Sorgen bereiten nicht nur die äußeren Rahmenbedingungen, sondern auch das Innenleben der Gemeinden. Abseits der bunten Kirchentage ist von Dynamik und Aufbruch oft nur wenig zu spüren. Das Feuer des Glaubens brennt nicht, es glimmt allenfalls vor sich hin. Da überrascht es nicht, dass sich manche Gläubige nach den Anfängen der Kirche zurücksehnen, als alles vermeintlich so viel besser war als heute.

Aber war das damals wirklich so? Damals alles Gold, heute alles Blech? Ich zweifle daran. Wenn ich nämlich die neutestamentlichen Texte aufmerksam lese, merke ich sehr schnell, dass von einer goldenen Frühzeit des Christentums gar nicht die Rede sein kann. Sicher wohnte, um mit Hermann Hesse zu sprechen, dem Anfang ein gewisser Zauber inne. Aber dieser Zauber verflog schnell und machte handfesten Herausforderungen Platz. So war die Atmosphäre innerhalb der Gemeinden nicht nur von gegenseitiger Aufmerksamkeit und Fürsorge geprägt. Schon in der Urgemeinde von Jerusalem brachen sehr schnell erste Konflikte auf. Einen Eindruck davon vermittelt uns ein Abschnitt aus dem sechsten Kapitel der Apostelgeschichte des Lukas, unser heutiger Predigttext.

In diesen Tagen aber, als die Zahl der Jünger zunahm, erhob sich ein Murren unter den griechischen Juden in der Gemeinde gegen die hebräischen, weil ihre Witwen übersehen wurden bei der täglichen Versorgung. Da riefen die Zwölf die Menge der Jünger zusammen und sprachen: Es ist nicht recht, dass wir das Wort Gottes vernachlässigen und zu Tische dienen. Darum, liebe Brüder, seht euch um nach sieben Männern in eurer Mitte, die einen guten Ruf haben und voll Geistes und Weisheit sind, die wollen wir bestellen zu diesem Dienst. Wir aber wollen ganz beim Gebet und beim Dienst des Wortes bleiben.

Und die Rede gefiel der ganzen Menge gut; und sie wählten Stephanus, einen Mann voll Glaubens und Heiligen Geistes, und Philippus und Prochorus und Nikanor und Timon und Parmenas und Nikolaus, den Proselyten aus Antiochia. Diese stellten sie vor die Apostel; die beteten und legten ihnen die Hände auf. Und das Wort Gottes breitete sich aus, und die Zahl der Jünger wurde sehr groß in Jerusalem. Es wurden auch viele Priester dem Glauben gehorsam.

Um den Konflikt, den Lukas hier beschreibt, richtig einordnen zu können, müssen wir uns Folgendes vor Augen halten: Am Anfang ist das Christentum noch keine eigene Religion, sondern ein Zweig des antiken Judentums. Und ebenso wie das Judentum ist auch das junge Christentum kein homogenes Gebilde. In den Synagogengemeinden wie auch in der Christengemeinde gibt es uransässige Juden, die Hebräisch bzw. Aramäisch sprechen. Und es gibt andere Gläubige, die sich auf Griechisch verständigen, der Sprache des Mittelmeerraumes. Zu dieser Gruppe der Hellenisten gehören zum Beispiel Händler und Gelehrte, aber nicht zuletzt auch alte Männer und Frauen. Ihr Leben lang haben sie in Kleinasien oder Griechenland gelebt. Nun, kurz vor ihrem Tod, sind sie in das Land ihrer Vorfahren zurückgekehrt, um dort ihre letzte Ruhestätte zu finden. Diese „Griechen“, wie ich sie der Einfachheit halber nennen möchte, haben nicht nur eine andere Sprache. Sie pflegen auch andere Umgangsformen und Lebensgewohnheiten als die „Hebräer“. Mit dem aufwändigen Tempel- und Opferkult in Jerusalem haben sie wenig im Sinn. Dementsprechend sind sie bei den Hebräern nicht gut gelitten.

Dieser jüdische Sprach- und Kulturkonflikt holt recht bald auch die junge Christengemeinde ein. Dass er sich am Unterhalt für die griechischen Witwen entzündet ist kein Zufall. Denn von ihnen gibt es in Jerusalem überproportional viele. Anders als heute müssen sie ohne Rentenanspruch und Altersversorgung zurechtkommen. Oft sind sie auf Almosen angewiesen. Für die Christengemeinde ist die Witwenfürsorge eigentlich Ehrensache. Aber immer wieder gehen einige Witwen leer aus und zwar stets die griechischen. Das bringt die Griechen auf die Palme. Eine Gemeindeversammlung wird abgehalten, aus der heraus ein siebenköpfiges Gremium gebildet wird. Alle sieben tragen griechische Namen. Diese sieben Griechen sollen künftig die Armenversorgung regeln, damit sich die hebräischen Apostel weiterhin allein auf die Verkündigung konzentrieren können. Denn der Verkündigungsauftrag ist so wichtig, dass er nicht von anderen Aufgaben überschattet werden darf. Nebenbei bemerkt: Dass die griechischen Diakone auch ein kirchenpolitisches Gegengewicht zu den hebräischen Aposteln bilden sollen, liegt auf der Hand. Am Ende jedenfalls sind alle Beteiligten zufrieden. Der Interessenkonflikt ist gelöst.

Nun gelingt es leider nicht immer und überall, dass sich Interessenkonflikte gütlich beilegen lassen. Wir erleben es gerade an vielen Orten, dass Interessen und Positionen unversöhnlich aufeinanderprallen. Zehntausende haben am vergangenen Wochenende in Berlin gegen die Corona-Auflagen demonstriert. Die meisten Demonstranten, darunter auch Familien mit Kindern, verhielten sich friedlich. Mitunter eskalierte die Lage jedoch, weil einzelne Gruppen gezielt provozierten. Tätliche Angriffe auf Polizisten und der Versuch, den Reichstag zu stürmen, waren die Folgen.

Die Ereignisse von Berlin bilden nur die Spitze des Eisbergs. Bei einer Veranstaltung in Bergisch-Gladbach wurde Gesundheitsminister Jens Spahn von Corona-Gegnern angepöbeln und angespuckt. In Bottrop gab es wütende Pfeifkonzerte und Sprechchöre gegen ihn.

Allerdings sind auch die Reaktionen der Politiker auf Andersdenkende in Sachen Corona manchmal nicht besonders glücklich und durchdacht. Wenn ich pauschal von Covidioten spreche oder plötzlich den autoritären harten Kerl raushänge und meine, ich könnte erwachsene Menschen wie unmündige Kinder behandeln, muss ich mich nicht wundern, wenn sich die Fronten verhärten.

Ich finde: Streiten muss in einer Demokratie erlaubt sein. Es ist absolut notwendig. Aber dazu gehört immer auch eine gewisse Streit-Kultur. Beim Ringen um zukunftsfähige Lösungen muss der Andersdenkenden geachtet und respektiert werden. Diese Kultur geht immer mehr verloren. Und das ist eine sehr bedenkliche Entwicklung.

Vor diesem Hintergrund hoffe ich, dass unserer Kirche solche Grabenkämpfe erspart bleiben. Auch bei uns gibt es ganz unterschiedliche Meinungen darüber wie Kirche künftig aussehen kann und soll. Erst kürzlich hat die Evangelische Kirche in Deutschland, kurz EKD, ein strittiges Positionspapier herausgebracht. Von einem reformfreudigen Zukunftsteam werden elf Leitsätze formuliert, wie Kirche in Zukunft gestaltet werden kann. In dem Papier ist immer wieder von Sprachfähigkeit und Dialog die Rede. Zu den Stichworten „Frömmigkeit“ und „Mission“ jedoch hat es überraschend wenig zu sagen. Stattdessen wird angeregt, die alten Strukturen von Ortsgemeinden aufzulösen zugunsten einem, wie es heißt, „dynamischen und vielgestaltigen Miteinander wechselseitiger Ergänzung“. Außerdem sei die Bedeutung des traditionellen Sonntagsgottesdienstes „in Relation zu setzen zu den vielen gelingenden Alternativen gottesdienstlicher Feiern“. Vermutlich wird es in der Synode der EKD hoch hergehen, wenn dieses Papier diskutiert wird. Denn: Wenn es sich durchsetzt, könnten viele Ortskirchengemeinden und Sonntagsgottesdienste bald Vergangenheit sein. Dabei ist das Bedürfnis nach Religion in unserer Gesellschaft nach wie vor vorhanden, und sei es auch noch so diffus. Vor einigen Tagen erst war ich in einer Krankenhauskapelle. Eine Seite in dem Buch, in das Patienten und Besucher ihre Gedanken und Sorgen hineinschreiben können, hat mich innehalten lassen. Da schrieb jemand: „Morgen werde ich operiert. Und ich habe Angst. Mein Opa hat mir geraten, doch mal beim lieben Gott anzuklopfen. Ich weiß zwar nicht, was ich von dem ganzen Gedöns um Kirche, Glauben und Gott halten soll. Aber jetzt sitze ich hier und warte, was passiert. Irgendwie ist es schon gut, dass es im Krankenhaus einen stillen Ort wie diesen hier gibt.“

Das Bedürfnis nach Religion, nach Trost und Halt im Glauben existiert nach wie vor. Darum sind unsere Kirchen und Kapellen vor Ort so wichtig. Darum ist auch die Verkündigung so wichtig. Neben der Diakonie ist sie die zentrale Säule allen kirchlichen Tuns. Das lehrt schon der alte Bericht aus der Apostelgeschichte des Lukas. Deshalb sollte man die Kirche im wahrsten Sinne des Wortes im Dorf lassen. Kirche muss nahe bei den Menschen sein, so wie Christus nahe bei den Menschen war. Wo immer sie von ihm spricht und in seinem Namen liebt und handelt, da erfüllt sie seinen Willen. Amen.

Pfarrerin Martina Schlagenhaut

Oberndorfer Str. 24
Schramberg